

zensurfreie Zeitungen ausgewertet werden konnten. Selten sind Stimmen «von unten», Hinweise wie die Bürger ihre Zeit erlebten, zu hören. Auch wenn der Alltag im Mittelpunkt der Darstellung steht: Er wird von oben gesehen, es «menschelt» selten. Die Frage nach individuellen Triebfedern für das völlig überraschende Zusammenrotten von über tausend Menschen am 16. April 1894 vor der Polizeiwache im Waaghaus, die nur mit Militärgewalt auseinandergetrieben werden konnten, wird nicht gestellt, der Vorfall aber zum Anlass genommen, die sozialen Veränderungen in Ravensburg im Zuge der Industrialisierung zu behandeln: In Ravensburg war ein unzufriedenes und damit potentiell gefährliches Proletariat entstanden.

Der Zwang, auch die jüngste Vergangenheit noch zu verarbeiten, unter denen viele Ortsgeschichten zu leiden haben, konnte sich auch Peter Eitel nicht entziehen. Doch er hält sich bei der Nennung von Namen und Parteien erklärtermaßen zurück, sodass namentlich nur die Oberbürgermeister sowie kulturell Schaffende Erwähnung finden. Und dennoch: Ist es wirklich nötig, auch die so oder so selbst mitgestaltete jüngste Vergangenheit in Ortsgeschichten zu berücksichtigen? Es ist ja gerade die vornehmste Aufgabe des Historikers, in historischer Distanz in Prozessen, Ereignissen und Entwicklungen wertend auszuwählen und in Korrelation zueinander zu stellen. Und so fällt das letzte Kapitel der Ravensburger Stadtgeschichte Peter Eitels gegenüber dem Übrigen ab. Es bleibt eine – nicht ganz nüchterne – Aufzählung des von der Stadt, ihrer Verwaltung und ihren Repräsentanten Erreichten. Konflikte und Misserfolge kommen da kaum vor. Teils rutscht der Text ab in den Ton von Prospekten der Stadtwerbung, wenn man etwa liest, dass man nach der Umgestaltung des Marktplatzes nun *im Sommer hier bis in die Nacht hinein sitzen konnte, ohne von Abgasen und Motorenlärm belästigt zu werden*.

So überflüssig uns letztlich das letzte Kapitel dieser Stadtgeschichte (wie vieler anderer) erscheint, so großartig, umfassend, detailverses-

sen und kompetent ausgefallen, so flüssig formuliert ist der Rest der Darstellung. Peter Eitel versteht als Historiker sein Handwerk und hat seiner Heimatstadt im Ruhestand ein fulminantes Geschenk gemacht.

Raimund Waibel

Peter Blickle und Rolf Schlögl (Hrsg.)

Die Säkularisation im Prozess der Säkularisierung Europas.

(Oberschwaben – Geschichte und Kultur, Band 13). *Bibliotheca academica Verlag Epfendorf* 2005. 574 Seiten. Gebunden € 39,-. ISBN 3-92847-158-9

Mit den großen reichsunmittelbaren Klöstern als zentralem Bereich der Reichskirche und den vielen landsässigen, wenn man so will halbautonomen Klostergebieten waren Süd- und Ostdeutschland und Österreich im alten Reich klassische Klosterlandschaften. Die Säkularisation von 1802-1806 schlug so im deutschen Süden naturgemäß die größten Wellen – und zweihundert Jahre danach auch das Erinnerung an diese politische und territoriale Flurbereinigung großen Stils.

Die große Landesausstellung zur Säkularisation in Baden-Württemberg 2003 im Kloster Schussenried geriet freilich in weiten Teilen zu einem sentimentalen Andenken an die – wie suggeriert wurde, weitgehend heile – oberschwäbische Welt vor dem 19. Jahrhundert. «Was die Kirche verlor», stand im Vordergrund, weniger die Hintergründe, noch die eigentlichen Vorgänge der Säkularisation. Vielleicht war man in Schussenried dem *genius loci* erlegen, vielleicht auch ein wenig dem Einfluss von Politik und Förderern der Veranstaltung.

Breiter angelegt, sowohl thematisch wie im zeitlichen Rahmen, präsentierte sich ein als Ergänzung zur Ausstellung gedachter wissenschaftlicher Kongress im Mai 2003, veranstaltet von der «Gesellschaft Oberschwaben» gleichfalls im Kloster Schussenried. Der Titel des Tagungsbandes deutet auf die zentrale Fragestellung: Säkularisation, der wie auch immer rechtlich definierte Verlust der Kirche an Besitz und Einfluss, war kein singuläres Ereignis, sondern

wird in Relation gesehen zum jahrhundertelangen Prozess der fortschreitenden Säkularisierung, der Verweltlichung von Staat und Gesellschaft. Damit verliert der revolutionäre Rechtsbruch vor 200 Jahren einige an Brisanz. Säkularisationen hat es in der europäischen Geschichte viele gegeben. Auch die Reformation kann als solche gesehen werden.

Unter diesem Gesichtspunkt war nun weniger Raum für larmoyantes Erinnern an die Pracht und Herrlichkeit der Kirche im Ancien Régime, wenn solches in einigen Beiträgen auch durchschimmern mag, etwa wenn die kirchlichen Herrschaften – wenigstens zum Teil und vielen zeitgenössischen Stimmen zum Trotz – als gesunde, ja vitale politische und teils wirtschaftlich dynamische Gebilde mit guten Zukunftschancen geschildert werden. Im 18. Jahrhundert hatte sich aber offensichtlich ein gesellschaftliches System überlebt. Warum auch sonst zerbrach es so rasch unter den Schlägen der bürgerlichen Revolution und der mit napoleonischer Hilfe den eigenen Vorteil suchenden Landesherren? Eine Antwort lieferte in Schussenried Peter Hersche: Weil die katholische Barockkultur – in den protestantischen Staaten war das tendenziell anders – eine Barriere gegen den Fortschritt dargestellt hat. Und wenn Dämme brechen, dann ist der Effekt meist verheerend. Mag sein, dass dies ideologisch gedacht ist, doch hat das Bedauern über den Zusammenbruch des Ancien Régime einen weniger ideologischen, nämlich konservativen Hintergrund?

Mehr als 30 jeweils zehn bis zwanzig Seiten umfassende, also bekömmlich portionierte Tagungsbeiträge umfasst der Band – Einzelstudien vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart -, und die Mehrheit der Autoren begreift die Säkularisation und das sie begleitende Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation positiv als Aufbruch in die Moderne, etwa die Mediatisierung des Adels und die Geburt der bürgerlichen Gesellschaft, das politische Ende der erstarrten Reichsstädte, aber auch als Chance für die katholische Kirche, für die nun der Weg frei wurde zu einer Kirche

der Gläubigen, zur Volkskirche. Ausstellung und begleitender Kongress präsentieren sich also mit Ansätzen und Ergebnissen, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten: War die Ausstellung «Opium für das Volk», so stellt der Tagungsband einen Teil der nötigen Entziehungskur dar.

Raimund Waibel

Erik Soder von Guldenstube
und Ariane Weidlich

Tilman Riemenschneider und sein Erbe im Taubertal. Gesichter der Spätgotik.

Fotografie von Dorothea und Winfried Berberich. *Kunstschätze-
verlag Gerchsheim 2004. Großformat 352
Seiten mit rund 400 Farbabbildungen.
€ 9 8,-. ISBN 3-934223-15-X*

Die Literatur zu Tilmann Riemenschneider, seinem Leben und Werk, ist umfangreich, schließlich zählt er neben Albrecht Dürer wohl zu den bekanntesten deutschen Künstlern. Wer kennt nicht seinen Marienaltar in Creglingen oder seinen Heiligblutaltar in Rothenburg. Und nun also legt der Kunstschätze-Verlag ein weiteres Buch über ihn und sein Werk vor, den ersten Band einer geplanten Reihe, der sich Riemenschneiders Hauptwerke im Taubertal und in den benachbarten Orten annimmt. Man liest skeptisch die Ankündigung. Ist über Riemenschneider nicht schon alles publiziert? Gibt es denn nicht genügend Abbildungen seiner Werke? Nimmt man das neue Buch dann zur Hand, wird man schnell eines Besseren belehrt. Um es gleich vorweg zu sagen, gewissermaßen mit der Tür ins Haus fallend: Es ist gewiss nicht das erste Buch über Tilman Riemenschneider, aber das seit langem beste.

Da beeindruckt zunächst die Fotos, die den Band in reicher Fülle begleiten. Die meisten fertigte Winfried Berberich, der auch das Layout besorgte. Jedes Objekt wird ausführlich dargestellt. Beim Creglinger Altar beispielsweise ist jede Figur ganzseitig zu sehen, teils in mehreren Positionen und in verschiedener Beleuchtung. Doch bestechen die Fotos auch in ihrer Qualität und Ausdruckskraft.

Prachtvoll und eindrücklich ist beispielsweise die doppelseitige Abbildung der Predella des Heiligblutaltars in Rothenburg. Vor einem dunklen Hintergrund treten der Gekreuzigte und die ihn rechts und links flankierenden, knienden Engel und die sie begrenzende Architektur gestochen scharf und weich gezeichnet zugleich ins Bild. Der Doppelseite folgen Abbildungen, die immer mehr ins Detail gehen – Predellafiguren einzeln, Figuren in Büste, Köpfe – und Vergleichsmöglichkeiten thematisch gleicher Darstellungen in anderen Altären bieten. Die akribische Lichtführung der Fotografen ermöglicht vielfach eine ungewöhnliche und neue Sicht auf die Altäre, Epitaphien und Reliefs, vor allem auf die Figuren Riemenschneiders. Man kann sich nicht entscheiden, was mehr begeistert, die Gesamtaufnahmen oder die Details, der Blick auf die Einzelheiten, auf Gesichter, Hände, Gewandsäume. Insgesamt sind Bilder entstanden, die für sich selbst oft eigenständigen Kunstwerken gleichen. Man ahnt den Aufwand, der hinter den einzelnen Abbildungen stand. Man denkt an Gerüstbauten, die den Fotografen auf Augenhöhe brachten und ihm den Blickwinkel des Bildhauers abzubilden erlaubten.

Doch auch der Text, der an Umfang hinter den Abbildungen zurücktritt, ist beachtenswert. Fast alles stammt aus der Feder von Erik Soder von Guldenstube, von 1977 bis 2003 Diözesan-Archivar von Würzburg, heute Bistumshistoriker. Nach einer allgemeinen Einleitung zur Biographie Riemenschneiders, wobei er vor allem auf dessen Familie und Lebensumstände eingeht, aber auch die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit sowie die künstlerischen Grundlagen – Werkstatt, Zunft, Zeitgenossen, allgemeine Bautätigkeit im Bistum – erläutert, beschreibt er zunächst «abgegangene» Werke Riemenschneiders aus dem Taubertal, worunter er auch Werke versteht, die noch vorhanden, aber nicht mehr im Taubertal sind. Sein Augenmerk aber gilt dem theologischen Inhalt der künstlerischen Werke. Minutiös, kenntnisreich und anschaulich erarbeitet er die bibli-

schen Grundlagen aller Darstellungen. Mitunter geraten ihm seine Beschreibungen zur Poesie. So heißt es beispielsweise von einem der Schriftgelehrten, der dem zwölfjährigen Jesus im Tempel lauscht: *Er schaut in die Weite, nachdenklich, ein Hörender, ein Schauender, ein Fragender, dem ein Buch keine Antwort mehr gibt, nachdem er das Mensch gewordene, ewige Wort des Vaters wahrgenommen hat.* Beschrieben werden von ihm Objekte aus oder in Aub, Bad Mergentheim, Creglingen, Detwang, Gamburg, Grünsfeld, Insingen, Königheim, Kilsheim, Lauda, Neusitz, Pülfringen, Röttlingen, Rothenburg, Schweinsdorf, Tauberbischofsheim und Werbach.

Vorbildlich ist die klar gegliederte Beschreibung des Wettringer Altars von Ariane Weidlich (Seite 294–300). Sie ordnet das Kunstwerk zunächst in den örtlichen und historischen Kontext ein, erläutert das Bildprogramm, analysiert die Bildwerke und den Schrein, wertet die künstlerische Gestaltung, untersucht die künstlerischen Vorbilder und diskutiert abschließend die Datierung und die Herkunft des Altars. Auch ihr Beitrag ist von hervorragenden Fotografien ergänzt und begleitet (bis Seite 331).

Dem Verlag darf man gratulieren. Er hat ein großartiges Buch geschaffen und publiziert. Das einzige, was verbesserungsfähig wäre, ist das Literaturverzeichnis, das selbst mit einer Lupe nur mühsam gelesen werden kann.

Wolfgang Setzler

Carlheinz Gräter

Die Tauber. Von der Mündung bis zur Quelle.

*Kunstschätze-
verlag Gerchsheim 2004.
144 Seiten mit 250 farbigen Abbildungen.
Pappband € 2 4,80.
ISBN 3-934223-16-8*

Beim Dorf Wettringen, südlich von Rothenburg, entspringt die Tauber und durchfließt auf ihrem 130 Kilometer langen Weg bei einem Gefälle von 300 Metern in nordwestlicher Richtung die fränkische Stufenlandschaft, bis sie schließlich bei Wertheim in den Main mündet. Sie beginnt im Keuper, ihr Herzstück durchläuft den Muschelkalk, ihr Unterlauf endet im